

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 33 (1981)
Heft: 23

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lässt sich ihr Schaffen freilich nicht einfügen. Das Mass an Spontaneität, das ihr Arbeitsprinzip ist, ihre Sensibilität für zufällige Begegnungen während der Arbeit, die sie dann in das entstehende Werk aufnimmt, das Fehlen jedes didaktischen Zugs in ihren Filmen, aber auch eine verschmitzte Dramaturgie, die ganz vom Bild her kommt (also nicht von einer «Geschichte»): Das alles fällt durch die «offiziösen» Raster der Begutachtung.

Jedenfalls bei uns, wo das nicht Didaktisch-Aufschliessbare gern als das Unseriöse, das Spontane gern als das Unfertige verkannt wird, wo durch Film und Filmkritik allzu häufig der typisch helvetische pädagogische Furor durchschlägt. International ist die Bildsprache der Filme von Isa Hesse immer besser verstanden worden als mancherlei schweizerische Verquältheiten. Ihr neuer Film «Siren Island» hat nach der Uraufführung am Festival von Locarno immerhin an den Festivals von Venedig, Hyères, Sorrento, Montreal und Hof Interesse und Anerkennung gefunden. Vor allem in Italien haben sich die Zuschauer von Struktur und Rhythmus der Bilder bezaubern lassen, ohne sie gleich als bedeutungsschwere «Chiffren» ausdeuten zu wollen, und sie haben ge-

spürt, dass hier Songs und Tänze nicht etwa für diesen Film einstudiert worden sind und «abgezogen» werden, dass vielmehr die gelebte Geschichte dieser Frauen hinter Bild und Ton steht und den Inhalt des Films ausmacht.

Es sind Frauen aus dem «Show-Biz» in New York und Paris. Die aus der «Odyssee» bekannte Geschichte von der Insel der verführenden (und tödlichen) Sirenen bildet ein lockeres, niemals überanstrengtes Bezugsfeld, eine manchmal märchenhafte, dann plötzlich offen gesellschaftskritische, dann wieder ironisch verspielte Ahnung. Die apokalyptische Dimension scheint auf in Text- und Bildpartikeln, mehr Hintergrund als Botschaft. Der Film ist ein Frauenfilm (ein Stück Welttheater, von und mit Frauen in Szene gesetzt), ganz selbstverständlich; aber mit der Art, wie er das Morbide ins Vitale, das Kaputte ins Sinnliche spiegelt, stellt er sich quer zu allem, was man als «feministische» Filme in den letzten Jahren gesehen hat.

Schade, dass ein spannend facettierendes Bild- und Ton-Gewebe von so besonderer und persönlicher Art bei uns in «Nocturnes» programmiert (oder abgeschoben?) wird.

Hans Rudolf Hilty

TV/RADIO-KRITISCH

Space-Shuttle Superstar

Fauchend fahren Flammen aus dem weissen Leib, das Bündel von Raketenkörpern löst sich vom Gitterturm, fährt an der Spitze einer donnernden Feuersäule in den Himmel, schießt mit schnell wachsender Geschwindigkeit durch leichte Wolkenschleier in die Ferne und bleibt noch eine Weile als lodrender Punkt auf dem Bildschirm sichtbar. «...und ich hörte hinter mir ein Getöse wie von einem grossen Erdbeben, als die Herrlichkeit des Herrn sich erhob von ihrem Ort. Und es war ein Rauschen von den Flügeln der Gestal-

ten, die aneinanderschlügen, auch ein Rasseln der Räder neben ihnen wie das Getöse eines grossen Erdbebens.»

Weshalb erinnert mich der Start der Raumfähre «Columbia» an den visionären Bericht aus dem Buch Ezechiel? Aus einiger Distanz entdeckte ich in den Fernseh-Live-Übertragungen vom Start und von der Landung des Space-Shuttle (12. und 14. November) eine religiöse Dimension. Eine moderne Variante der religiösen Urfahrung kommt im Staunen vor dieser Leistung zum Ausdruck. Hier ist die technische Rationalität so sehr auf die Spitze getrieben, dass das sichtbare Geschehen schon wieder ei-

nen irrationalen Aspekt bekommt. Der Fernsehzuschauer erlebt vor allem den Start als faszinierendes und unterschwellig erschreckendes Ereignis. Es ist kaum zu fassen, dass Menschen die entfesselte Gewalt unter Kontrolle halten können. Die Sachlichkeit der Kommentare lässt die technische Perfektion des Vorgangs erst recht als eine Qualität jenseits menschlicher Fragwürdigkeit erscheinen. Die ganze Sendung gerät zur Huldigung an den Gott des Fortschritts. Sie bezeugt den Glauben an die restlose Verfügungsgewalt des Menschen über die Welt. 35 Fernsehstationen in aller Welt sind direkt dabei. Für die USA ist dies gleichzeitig ein Augenblick der nationalen Selbstbestätigung und eine weltweite PR-Aktion.

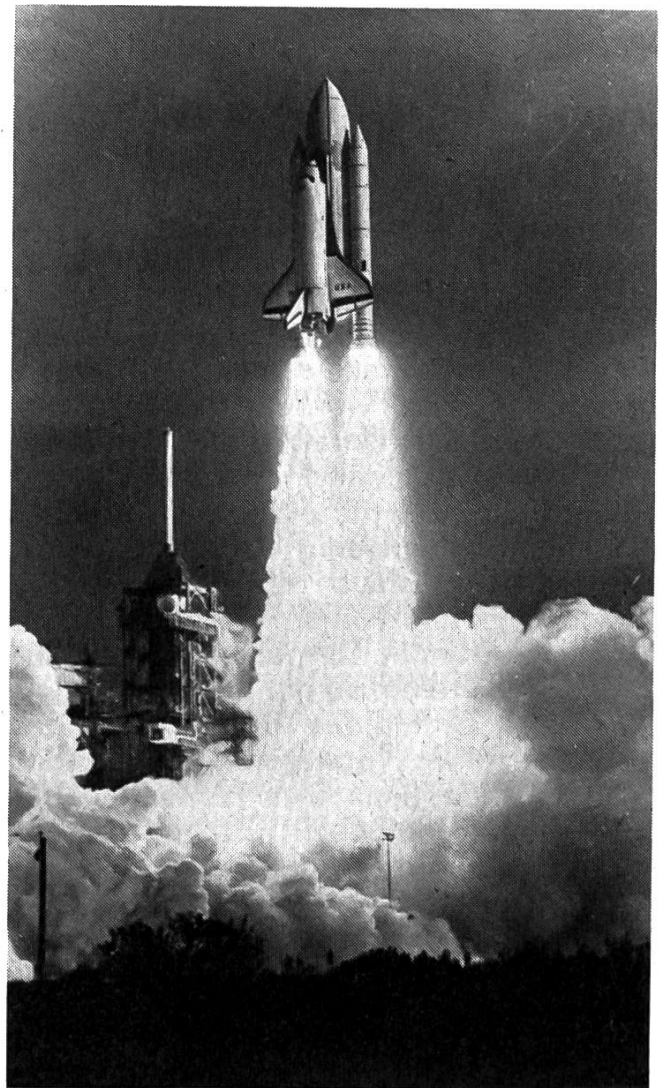
Der Start am Donnerstagnachmittag und die vorverschobene Landung am Samstagabend sind Gegenstand zweier Sendungen mit je exakt einem Höhepunkt. Trotz der spannungsreichen Live-Situation bereitet es dem Moderator *Roland Jeanneret* offenkundig einige Mühe, die Sendungen über die Distanz von einer guten halben Stunde zu bringen. Die Erklärungen von *Bruno Stanek* erweisen sich bald einmal als verbales Füllmaterial mit geringem Informationsgehalt und häufigen Wiederholungen. Stanek, als Raumfahrtexperte und Computerfachmann gewissermassen mit den höchsten Autoritätsprädikaten unserer Zeit vorgestellt, scheint mit einer Unzahl von abrufbaren Informationseinheiten angefüllt zu sein, die er portionenweise und zusammenhanglos von sich gibt. Ab und zu werden ihm aus den USA neue Einzelheiten ins Ohr gesagt. Dann bleibt er mit nach innen gerichtetem Blick mitten im Satz stecken, um ja die Neuigkeit nicht zu verpassen, dass wieder ein Ventil planmässig geöffnet worden sei.

Bruno Stanek hat es nicht leicht. Es gibt nämlich immer noch Leute (nicht im Studio; da haben sie nichts zu suchen), welche die rechtschaffene Bewunderung für das Space-Shuttle-Programm mit kritischen Fragen zersetzen wollen. Dagegen setzt sich Stanek unablässig zur Wehr. So ist es doch zum Beispiel wohlthuend zu erfahren, dass die

100 Millionen Dollar, die allein die Entwicklung des Greifarms im Laderaum der Raumfähre gekostet haben, am Ende uns allen zugute kommen werden.

Kein Zweifel, die Weltraumfahrt gereicht der Menschheit zum Segen. Um nicht doch Zweifel aufkommen zu lassen, werden die militärischen Interessen, die nach Ansicht anderer Experten der kräftigste Motor des Space-Shuttle-Programms sind, im Studiogespräch taktvoll beiseite gelassen. Immer wieder hört man das Credo: Die amerikanische Raumfahrtbehörde (NASA) weiss schon, was sie tut, wir brauchen nicht über alles informiert zu sein. Stanek wird nicht müde, immer neue erstaunliche Qualitäten der «Columbia» zu prei-

Space-Shuttle Mission, oder: Fernseh-Huldigung dem Götzen des Fortschritts.



sen. Endlich wird mir klar: Der will mir so ein Ding verkaufen!

Am Samstagabend wird die Space-Shuttle-Sendung zum Bestandteil des «Sportpanoramas». Der Zeitpunkt der Landung ermöglicht die reizvolle Parallele von Spitzensport und Weltraumfahrt. Jeanneret hebt Höchstleistungen und Präzision als verbindende Elemente hervor. Er hätte auch von Geld und Prestige sprechen können, was allerdings etwas weniger gut in die programmierte Problemlosigkeit des Samstagabends am Fernsehen gepasst hätte. Der Touch-down spielt sich ebenso perfekt ab wie der Countdown. Als endlich die Astronauten auf der Gangway erscheinen, weiss man: Das Abenteuer ist heil überstanden. Immerhin hat der vorzeitige Abbruch der Mission (so heisst tatsächlich ein Weltraumflug) gezeigt, dass dies nicht selbstverständlich ist. Es ist ein unangenehmer Gedanke, dass die Sendung ihre Spannung einzig dem Umstand verdankt, dass die Sache auch schiefgehen kann. Der Weltraumflug, als sportliches Ereignis dargestellt, bringt ein archaisches Element in die samstägliche Sportsendung: den Kampf auf Leben und Tod. Zwar wird uns versichert, es sei alles Denkbare vorgekehrt, um die Wahrscheinlichkeit einer Katastrophe äusserst gering zu halten. Doch gerade indem all die denkbaren Zwischenfälle ständig aufgezählt und ausgemalt werden, stilisiert das Fernsehen das Unternehmen zum gefährlichen Abenteuer.

Ohne Spannung hätte die Live-Sendung anscheinend zuwenig Reiz. Sie orientiert sich deshalb am Muster des Science-Fiction-Films. Diesem Genre wird der Bericht formal und in sachlichen Einzelheiten so gut als möglich angeglichen. Schon das Titelsignet mit der elektronischen Sphärenmusik macht das ganz deutlich. Das Fernsehen hat mit seinen fiktionalen Standards das Publikum zu Sehgewohnheiten erzogen, die nun als vermeintliche Zwänge wieder auf das Fernsehen zurückwirken. Die Programmgestalter gehen nämlich davon aus, der Zuschauer nehme an der medial vermittelten Realität nur noch teil, wenn diese nicht nur journalistisch

dargestellt, sondern zudem dramaturgisch aufgeladen sei. Die Space-Shuttle-Sendungen sind darin kein Einzelfall. Dasselbe geschieht ja auch in «Aktenzeichen: XY ... ungelöst», wo nicht nur Millionen von Zuschauern in die Rolle des Detektivs versetzt, sondern auch reale Verbrechen nach dem Vorbild des Kriminalfilms aufbereitet werden. Doch das Medium vermag dem selbstgeschaffenen Zwang nicht standzuhalten. Der Ganovenjäger Eduard Zimmermann reicht in keiner Hinsicht an eine Kunstfigur wie Derrick heran. Und Bruno Stanek bleibt bei aller Emotionslosigkeit und computerhaften Allwissenheit hoffnungslos hinter den stoischen Helden der Science-Fiction zurück.

Urs Meier

Der Computer – ein Grossmeister?

«Schach dem Computer», Hörspiel von Emil Zopfi. Radio DRS II, 12. Dezember, 10.00 Uhr; Zweitausstrahlung: 18. Dezember, 20.05 Uhr.

In seinem zweiten Hörspiel macht sich der Schweizer Autor Emil Zopfi Gedanken über sanfte – oder besser gesagt – eher unterschwellige Arten der Abhängigkeit des Menschen von seinen technischen Errungenschaften. Eigentlich wollte der Mensch mühsame oder banale Arbeiten seinen Maschinen abtreten, damit er seine Intelligenz und Kreativität gezielter auf anspruchsvolle Tätigkeiten richten könnte. Das heutige Ausmass und die Gestalt der vielfältigen technischen Schöpfungen lassen zunehmend den Verdacht aufkommen, dass die Technik den Menschen in ungewollter Weise wiederum beeinflusst, dass sie ihn im Sinne einer Abhängigkeit eingeholt hat. Sicher hat der technische Fortschritt wesentliche und positive Veränderungen im alltäglichen Leben bewirkt. Wie aber steht es mit dem Charakter, der Persönlichkeit des Menschen, seinen Gefühlen, den Gedanken, der Vernunft und der Kreativität? Werden diese nicht auch tangiert und in welchem Mass? Verliert der Mensch

sein Gesicht? Haben wir unsere Verantwortung aus billigen Gründen einfachen Maschinen abgetreten?

Der Autor, der eine FEAM-Ausbildung und ein Studium als Elektrotechniker hinter sich hat, wählte für seine Betrachtungen den Computer aus, im speziellen den im naturwissenschaftlichen Dienst stehenden Computer. Wissenschaft, das heisst doch eigentlich nach der Wahrheit suchen. Der Computer gibt codierte Informationen, Zahlen von sich; sind sie auch wirklich richtig und wahr? Was ist die *ganze* Wahrheit?

Das Hörspiel beginnt mit dem vom Computer auch schon eingenommenen Weihnachtsgeschäft. Elektronisch gesteuertes Spielzeug für Kinder jeden Alters; etwa ein fernlenkbarer Roboter, der sich auf Tastendruck in ein Raumschiff verwandelt. Oder «Laska 2/9», der ideale Schachpartner – mikroprozessgesteuert – mit auswechselbaren Modulen und einer Spielstärke von über 1800, einstellbar von Anfänger bis Grossmeister. Robert, jetzt Primarlehrer und verheiratet, möchte noch ein einfaches Weihnachtsgeschenk einkaufen. Die Verkäuferin zeigt ihm «Laska 2/9». Zu sich selber meint Robert, dass ihm als Familienvater das Geld für einfache Schachfiguren aus Holz wahrscheinlich gerade noch gereicht hätte. Robert erinnert sich an sein abgebrochenes Studium, an seinen Kollegen im chemisch-physikalischen Institut. Ihm hat Wolfgang Held damals die Probleme des Schachspiels dargelegt; Robert wird den Schachcomputer im Laden mit einer von Wolfgang entdeckten Variante der spanischen Partie prüfen – die Entscheidung wird im 6. Zug fallen. Roberts Gedanken schweifen zurück. Damals arbeitete er als kleiner Exzentriker bekannte Wolfgang Held an einem Analysenprogramm für Massenspektren. Nach Wolfgang Auffassung ist Kreativität bei der Auswertung von wissenschaftlichen Feststellungen unerlässlich. Sein Analyseprogramm brachte ihn zur Frage, ob ein Computer und sein Programm der Aufgabe einer kreativen Auswertung überhaupt gewachsen sei. Wolfgang vermutete, dass alle bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiet bloss

Näherungsverfahren darstellten. So stiess er auf das Problem eines perfekten Schachprogramms, das nicht nur bis anhin bekannte Variationen und Kombinationen speichern, sondern neue Wege entwickeln kann, somit also kreativ arbeitet.

Emil Zopfi lässt durch Szenen aus der Vergangenheit am chemisch-physikalischen Institut sowie eingestreute Monologe Roberts die verschiedenen Anschauungen fundiert und ausführlich zu Wort kommen. Da werden Gegensätze, die normalerweise nicht derart explizit sichtbar sind, konkret fassbar; da werden oft miteinander in Verbindung gebrachte, ja gar untereinander verwechselte Begriffe klar zu Gegensatzpaaren getrennt. Wissenschaft entfernt sich vom Begriff des internationalen Ansehens des Institutes, von dem der Institutsprofessor schwärmt und zugleich fordert, dass irgendwelche Resultate, irgend ein Output möglichst rasch präsentiert werden müssen. Damit wird gegen aussen bewiesen, dass im Institut wirklich gearbeitet wird. Wolfgang hält dem entgegen: «Karriere heisst doch, der Wahrheit aus dem Weg gehen.»

Qualitätsverbesserungen bei DRS geplant

wf. An der Delegiertenversammlung der Radio- und Fernsehgesellschaft DRS liess Regionaldirektor Otmar Hersche verlauten, die beiden Medien sollten 1982 in erster Linie Detailarbeit am bestehenden Angebot leisten, nämlich spürbare Qualitätsverbesserungen erzielen. Die Mittel dazu: Intensivierung der Ausbildung, Präzisierung der Zielsetzungen von Sendungen wie der Anforderungen an die Mitarbeiter, permanente interne Qualitätskontrolle. Geplant ist im weiteren eine Verbesserung der TV-Wirtschaftsinformation, die Ernst Leuenberger, Präsident der Regionalgesellschaft DRS, nicht etwa auf Produktkritik beschränkt wissen möchte. Vielmehr regte er zur begleitenden Selbstdarstellung von Branchen und Unternehmen an.

Dies sowohl im direkten Sinn der wissenschaftlichen Arbeit wie auch bezüglich genereller Anpassung und Bequemlichkeit, die Verantwortung abzuwälzen versuchen. Daran hat sich der Mensch gewöhnt. Er gibt seine Verantwortung an die Maschinen weiter.

Wolfgangs Beispiele: das Auto, eine Krücke, weil eine schlechte Annäherung. Oder eben der Computer. Wolfgangs pessimistischer Ausblick: «Fragen, die der Computer nicht beantworten kann, dürfen in der Zukunft vielleicht gar nicht mehr gestellt werden.» Als ein Mensch, der – so sein Kollege Robert – beim Computer Antworten suchte, die er von anderen Menschen hätte bekommen müssen, endet Wolfgang in der psychiatrischen Universitätsklinik. Noch einmal der Sieg der «vernünftigen» Gesellschaft und ihrem System (Vernunft=Logik=Computer) in der Person des Psychiaters: Für Dr. Scherz ist Wolfgang ein fast klassischer Fall des «zwanghaften Programmierers». Auch Scherz versteckt sich hinter seinen Computerprogrammen, die zwar – wie er eingesteht – die Verhältnisse in der Gesellschaft belassen, aber im Interesse des Patienten unbedingt fortgesetzt werden müssen. «Meine Droge ist die Wissenschaft».

Zopfis Hörspiel wirkt in seiner Klarheit kalt und zynisch. Der Autor vermag in dieser komplex verstrickten Situation keine wirklich richtige und abschließende Antwort zu geben. Auch an die Demonstranten vor dem Institutsgebäude, die für eine Wissenschaft im Dienste des Volkes eintreten, scheint der Autor nicht recht glauben zu können. Walter Baumgartner, der das Hörspiel inszeniert hat, dürfte die wesentlichen Punkte von Zopfis Anliegen getroffen haben: die Angst und zugleich die Ohnmacht gegenüber einer menschlichen Schwäche, die einem maschinellen System die Verantwortung für die Wahrheit übergeben hat. Am Ende steht Robert immer noch im Warenhaus; der Schachcomputer «Laska 2/9» hat falsch gezogen. Doch der Computer darf weiterhin mit seinem Programm «Weihnachtslied» das frohe Fest ankünden... Robert Richter

Heiteres Manifest der Zwischengeneration

Zum Fernsehspiel «Dauerlauf» von Martin Hennig und Niklaus Schlienger, TV DRS, 3. Dezember

Das ist irgendwie ein unabgeschlossener, ein handgestrickter Film. Lust kommt auf, ihn weiterzudenken, weiterzuspinnen; sogar selber einen Film zu machen. So einfach ist das. Ein paar Ideen und viel Mut. Freude am Experiment. Doch dann schaue ich im Presse-material die Jahrgänge der Autoren nach. Sie sind kaum älter als ich, gegen dreissig, doch immerhin: Für Martin Hennig ist es bei weitem nicht der erste Film.

Ich werde traurig. Der Film macht mir bewusst: Daran, dass ich noch keinen Film gemacht habe, ist weder das Fernsehen noch die bürokratische Filmförderung schuld. Ich selber traue mir zu wenig zu. Die Kraft ist abhanden gekommen. Schreibe ich deshalb über Radiosendungen, TV-Produktionen und über Filme? Ist der Neid die Motivation des *Filmkritikers*? (Für meinen Teil als *Fernsehkritiker* wird sich dasselbe nur sehr eingeschränkt sagen lassen.)

Und schon bin ich mitten im Film: bei Erich Kromer, dem Protagonisten, Mitte zwanzig, weder angepasst noch ausgeflippt. Um nichts zu verpassen, führt er ein Mehrfachleben: Sein Architekturstudium hat er zwar unterbrochen, aber nie ganz aufgegeben. In einem Geschäft für Elektronikindustrie jobbt er halbtags als Verkäufer. Dem einfältigen Geschäftsinhaber, dem die schleimige Anbiederung an die Kunden die letzte Würde wegfrisst, hat Erich seine noch unverbrauchte Phantasie voraus. Er macht Vorschläge für eine attraktivere Anordnung der Geschäftsauslagen, er zeichnet Pläne für ein kulturelles Begegnungszentrum zwischen den Generationen (Utopie der Zwischengeneration: wenn schon selbst kaum mehr ein eigenes Anliegen, so doch zwischen den Generationen vermitteln wollen, sich von aussen her die Energie geben lassen, die in einem nicht drinnen ist, Sau-



Severinus Rosch (Markus Kreihenbühl), Mona (Agnes Dünneisen) und Eric Kromer (Nicolas Ryhiner) laufen (gegen) den Leerlauf.

ger mit hohen Zielen), er ist dabei, ein Openair-Rockkonzert mitzuorganisieren, arbeitet in einer politischen Gruppe mit, welche die (fiktive) Befreiungsfront Samawathés unterstützt, nimmt einen bedeutsam-lächerlichen Kurierauftrag für eine geheime Mission an.

Dauerlauf: Erich lässt sich auf nichts ein, er flirtet mit allem, um zu allem Abstand gewinnen zu können: Er arbeitet halbtags, es ist unsicher, ob das Rockkonzert zustande kommen wird, seine politische Arbeit ist ohne Ausdauer und Geduld und verkommt zum Tick. Er wechselt Rollen, Frauen, Häute. Sein Mehrfachleben ist eine beiläufige Jagd nach Glück und Liebe. Erich schlüpft und bewegt sich dabei nicht ohne Geschick. Er genießt die kurzen bewundernden Oberflächenspiegelungen der andern. Er ist abhängig von ihnen, süchtig. Seine Eitelkeit ist der letzte Sprutz Kraft in ihm.

Oberflächen, Fassaden. Dekor. Vieles

bleibt nur angedeutet, geheimnisvoll. Das Fernsehspiel ist ein ambivalentes Porträt vom Dauerlauf. Es wird nicht auf eine gedankliche, alles erklärende Formel hin gearbeitet. Das Fernsehspiel inszeniert den Lauf der Ereignisse. Nirgends verdichtet sich dieser zur Hatz, zu einer dramaturgisch schnelleren, revoltierenden Bewegung. Immer laufen, nie rennen, nie ruhen. Laufen, gelaufen werden.

Und doch läuft der Film nicht nur ab. Seine Arbeit besteht im Inszenieren dieser unruhigen Laufbewegung. Sprünge, Brüche werden sichtbar, spürbar. Fahrten durch Strassenfluchten an Häuserfassaden vorbei, Zwischengänge im Treppenhaus, beklemmende Bewegungen im astronautischen Design der Verkaufsauslagen, die trotzige Aufmachung der Punk-Mona, die dekorative Zeichen gegen ihre Auswechselbarkeit auf ihr Gesicht malt, der unverbindliche nackte Beischlaf, das grüne Emblem für politische Arbeit, die Röte des Rots vom flippigen Renault, das süß-kitschige Hellblau für die Nettigkeit der Jesus-Verkäufer, die chaotische Ineffizienz der

Freaks als Gütezeichen für alternative Arbeit. Zeichen, Fassaden, die wehren sollen gegen die Langeweile, gegen die Sinnlosigkeit des ständigen Laufens. Doch die zehrende Monotonie ist nicht aufzuhalten.

Und dennoch wird der laufende Held von seinen Autoren nicht entlarvt, nicht demaskiert, ausgezogen. Erich ist sympathisch, die Frauen mögen ihn, er wird von Severinus Rosch, seinem jüngeren Begleiter, angehimmelt. Erich setzt sich sogar für ihn ein, wenn dieser durch sein tölpelhaftes Herumstehen die allgemeine Laufbewegung stört. Das Ende des Films lässt die Zusage/Illusion offen, ob Erich in der scheuen Beziehung zu einem der Mädchen nicht doch noch zur Ruhe kommen, Geborgenheit finden wird.

Das Fernsehspiel von Martin Hennig und Niklaus Schlienger ist das Porträt einer Zwischengeneration, betrachtet/erfunden aus ihrem Lebensgefühl heraus. Das Werk liefert weder eine oberlehrerhafte Analyse noch sind es die für die Jugendbewegung typische, verzweifelte Wucht und Sprachgewalt, welche den Film vorantreiben. «Dauerlauf» ist eine schalkhafte Spiegelung, eine ironische Betrachtung des eigenen *Lebens-Gefühls*. Die Haltung des Fernsehspiels ist nicht strahlender Optimismus, nicht abgrundtiefer Pessimismus, sondern vertrauensvolle Annahme der eigenen Erfahrung, Nachsicht gegen-

über eigenen Fehlern und denen von andern, verhaltener Mut aus dem eigenen – wenn auch lädierten – Lebensgefühl.

Diese Haltung macht es auch verständlich, dass sich die Autoren ohne grosse Vorbehalte und tiefsinnige Rechtfertigungen der flüchtigeren ENG-Technik (ENG = Electronic News Gathering, leichte, mobile Kameras) bedienen. Der Film ist zwar noch stark szenisch konzipiert, jedoch nutzen die Autoren die technischen Verbesserungen des 3/4-Video-Zoll und wagen mit Gegen- und Zwischenschnitten ein geradezu schon wieder filmisches Montagekonzept. Sie nehmen dabei störende Lichtsprünge (in der Nachbearbeitung sind Farbkorrekturen bei ENG nicht möglich) und gewisse Unsorgfältigkeiten bei der Behandlung des Tons in Kauf. Irgendwie stört es auch nicht, dass Nicolas Ryhiner die Figur des Erich mit einer ironischen Untertreibung spielt, während der Laiendarsteller Markus Kreienbühl sich in Erichs bewundernden Kumpanen Severinus Rosch stark selber hineingibt. «Dauerlauf» ist ein unfertiges Experiment. Unfertig meint nicht stümperhaft, meint vielmehr die Haltung der Zwischengenerationen, die Haltung der Autoren, ihr Stil. Das Prinzip Hoffnung ist in diesem Werk in der Gestalt der Unfertigkeit konkret und anschaulich geworden.

Matthias Loretan

BERICHTE/KOMMENTARE

Dritte Welt in den Medien

Ergebnisse eines Seminars auf Boldern

bfb. Warum heisst ein Schweizer Soldat «Wehrmann», ein Massai aber «Krieger»? Diese Frage des Kenianers Saïmon Aderi umschrieb die Fragestellung, welche Ende Oktober rund 70 Journalisten und Hilfswerk-Mitarbeiter beschäftigte. Der Ausbildungschef von

Radio und Fernsehen DRS, Brot für Brüder/HEKS und die Heimstätte Boldern hatten sie zu einem dreitägigen Seminar «Dritte Welt in den Medien» eingeladen. Auch bei aufgeschlossenen Redaktoren schlägt immer wieder eine ethnozentrische Sicht durch und insgesamt erscheint das Bild der Entwicklungsländer in den schweizerischen Massenmedien verzerrt und unangemessen. Dies zeigten der Genfer Ent-